



Masken

Bold

EIN ZWISCHENFALL IN NEUYORK

VON SIGISMUND VON RADECKI

Wenn ein Deutscher mit Hochschuldiplom nach Amerika kommt, glaubt er unbedingt, daß er mit Telexmaschinen anfangen müsse. Das ist ein Vorurteil. Ich, zum Beispiel, bekomme sogleich eine tadellose Anstellung als Erdarbeiter in Crystal Springs, Kalifornien. Laut Kontakt mußten wir eine Kollabüste in einen lachenden Orangenhain umwandeln und hatten deshalb täglich Schieferereien um die Bewässerungskanäle. Da kein Kino in der Nähe war, saßen wir abends um das Feuer und erzählten uns Geschichten. Unser Vorkarbeiter trug als Kopf ein poliertes Straußennest mit Umhängbart und Brille und hieß „Der Professor“. Seine Geschichten hatten den Fehler, daß zum Schluß immer eine faulblütige Moral zum Vorschein kam, wovon wir uns genötigt sahen, ihn mit Tätlichkeiten zu bedrohen. Er schwur, sich zu bessern, holte sich eine Zigarette vom Dhr, strich sich den grauen Bart und legte los: — Sed mal still, hört mal zu. Kann sein, daß einige von euch im Dhrn waren und dort einen gewissen Washington Emith kennengelernt haben? Nicht? — Nun, ich habe ihn jedenfalls kennengelernt, und zwar an einem Ort, dessen Erwähnung hier überflüssig ist.

Also dieser Washington Emith schlendert eines Tages in Newyork umher und ärgert sich. Dabei hat der Mann eine gutgehende Blusenfabrik in der 136. Straße, deren Jimprimä-Stoffe das Entzücken der Menschheit südlich von Kansas waren, — soweit diese noch nicht von der Psychoanalyse angegriffen ist. Mein Washington sollte verdieftlich die Straßen entlang; ein Haus ist genau wie das andere, unterschieden bloß durch die Nummer.

Das rote Meer der Autos bleibt stehen und teilt sich vor dem Policeman; ein Wagen ist genau wie der andere, wenn bloß nicht die Nummer wäre. Er schaut auf den schaukelnden gelben Fluß der Strohhüte auf dem Trottoir; ein Mensch ist genau wie der andere, jeder mit seiner Nummer im Telefonbuch. Und endlich spiegelt er sich vorübergehend in einem Schaufenster und sieht — auch er Washington Emith, 136. Straße 97, ist genau so wie die anderen: energiegel, glattkasertes Gilet-Kinn, wasserblaue Augen, aufsen und innen.

Da erarrt dieser Washington Emith eine große Verzweiflung, denn es war ihm, als ob er gar nicht da wäre und alles ein Traum sei, wie im Kino. Er wünte einer Gelddrofche, sagte „136, 97“, fuhr tiefsinmig nach Hause, hielt dem Chauffeur einen fünfzig-Dollar-Schein hin und las dabei mechanisch die Nummer der Banknote ab — D 0570 80104 K. Und ohne das Wechseln abzuwarten, ließ er hinaus in sein Fabriklaboratorium, verschloß die Tür und dachte nach.

Jungens, es gibt mancherlei Art, wie sich die große Verzweiflung äußern kann. Ein Philippino läßt Almo. Ein Chinaman hängt sich vor der Haustür seines Todfeindes auf — good morning, Sir! Und ich kamme einen Kuffen in Alaska, der teant in solchen Fällen ein besonders Gemisch aus Wacholderbeeren und hundertprozentigem Alkohol. Anders aber handelt der homo sapiens, Espesies feroborn American. Dieser Washington Emith starre in den Abend der Wesenlosigkeit, welche unablässig Erbsenen produziert: Menschen, Autos, Panzerneta dreißig Stück in der Sekunde,

wie eine Bombenmaschine, und alle gleich. Alles fleh vor der Monotonie in die Enstation, die doch bloß deren Rekehrseite war: geworden Langeweile! Und hier hatte Emith wirklich den ersten originellen Gedanken seines Lebens, denn er beschloß, die Einformigkeit dadurch zu bekämpfen, daß er sie ins Einmaleh vernehte. Langsam zog er eine weitere fünfzig-Dollar-note, genagte „hell-ticket“, aus der Tasche, teilte sie in sechzig Quadrate ein, und begann jedes einzelne mit dem Mikroskop exakt zu analysieren. Kurz, Mr. Emith, Besther einer gutgehenden Blusenfabrik, war auf dem besten Wege, sich seinen George Washington selber herzustellen . . .

Nach zehn Monaten seines unwiederbringlichen Lebens war Emith so weit, daß er eine kleine Privatinfation in Panzerdrant liegen hatte. Und das war keine Schlußarbeit, wie von topographischen Dilettanten, wo der große George eine Treppennase hat und in der Straße andrebung regelmäßig ein paar Buchstaben fehlen, — nein, das war die endgültig exakte Identität, oder „A ist gleich A“, wie man es in der Vogel nennt. Was man nachmachen kann, kann nicht echt sein, murmelte Emith in arminig, und druckte zum Schluß liebevoll zwei Dollarnoten aus, die er mit der gleichen Seriennummer verfab. (Während seine Scheine sonst natürlich die verschiedensten Nummern hatten.) Er war stolz auf sein Werk, wie jeder wahre Künstler, und lebte nach Kritik, das heißt nach Beifall. So flekte er sich denn die beiden falschen fünfziger in die Bierlatsche, nahm seinen Hut, und schlenderte geradenwegs zur Federal Reserve Bank. Dort ließ er sich bei der Experten-Abteilung für Falschgeld an

melden, der Werkschlag, Ein Mann mit Gilette
Kinn und weerschblauen Augen fragte nach
seinen Wünschen.

„Mein Name ist Emith, Ich bin Besüßer
der Blumenfabrik in der 136. Straße.“

„Mein Name ist Emith, George F. Emith“,
gab der andere mit einer Verbeugung zurück.
„Ehnen Sie, Mr. Emith, mein Geschäft ist
ein Verbandsgeschäft. Ich erhalte täglich Post-
anweisungen und habe es mir seit dem Ende
beraschtand zur Regel gemacht, die Num-
mern der Scheine notieren zu lassen. Gestern
man ereignete sich ein sonderbarer Fall: in
einer Auszahlung der Post befanden sich zwei
Fünzig-Dollarnoten, welche die gleiche Num-
mer trugen; überzeugen Sie sich — D 0579
00104 K, und hier — die gleiche Nummer.
Ich bringe den Fall hiermit zur Anzeige. Ich
bitte, mich zu sagen, ob beide Scheine falsch
sind oder nur einer, und woran ich die Falsch-
ung in Zukunft erkennen kann... aus
Wunsch ich gern den Schaden ersetzt bekommen.
Fünzig Dollar sind auch Geld.“

Das alles sagte er so wichtig aufgesetzt —
getränkt. Aber als George F. Emith mit den
Scheinen wieder zurückkam, waren sie beide
aufgekratzt.

„Wir haben die Scheine einer wissenschaft-
lichen Prüfung unterzogen, sagte der Expre-
te. Der eine — dieser hier — ist die bevor-
zugteste Fälschung, die es seit Erfindung der
Banknoten gegeben hat!... Der andere Schein
(sagte er geistesbähig) ist echt
und gehört zu unserer normalen
DK-Serie von 1931.“

Wurde fühlte sich Washington
Emith so geschmeichelt, als sei ihm
der Nobelpreis für Chemie und
Physik verliehen worden.

„Und woran erkennt man die
Fälschung?“ fragte er bemühtig.

„Ehnen Sie“, sagte der Ex-
prete, „hier nehme ich den falschen
Schein, durchleuchte die Ecke rechts
oben, und stelle mit dieser starken
Lupe fest, daß der äußerste An-
breitenausläufer mit der bläulichen
Edenstafer nicht ganz parallel
verläuft, während beide beim
echten Schein — sehen Sie hier!
— genau parallel laufen. Das ist
überdies der einzige Unterschied.
Habelhaft!“

„Verzeihung“, sagte Washing-
ton Emith in beleidigtem Tone,
„aber sowohl ich die beiden Scheine
auch vergleiche — ich kann keinen
Unterschied finden!“

Er war wütend, wie alle Künst-
ler auf ihre Kritiker. Kurzum,
diese beiden Emiths sinnen sich
direkt an zu streiten. Die Blumen-
fabrikant stellt den „echten“ sorg-
fältig in die Brieftasche und juch-
zelt abschließend mit dem „fal-
schen“ herum...

„Warten Sie mal“, rief der
Exprete, „ich habe Ihnen zum Er-
satz für den falschen einen neuen
Fünzig-Dollarschein gleich mitge-
bracht. Aus einer anderen Serie. Vielleicht
wird Ihnen an diesem der Unterschied deut-
licher.“

Und er zog ein drittes „hell-ticket“ aus der
Tasche, entließ Washington seinen falschen
Ehnen, schwante die beiden in der Rage des
Fachmannes durch die Luft, klemmte den echten
blüßschnell vor die Lupe und rief:

„Jetzt muß Ihnen der Unterschied doch
klar werden! Ehnen Sie, hier — ganz
parallel!! Das sieht ja jedes Kind...“
„Entschuldigen Sie, Mr. Emith“, sagte
Washington esja, ich stelle fest, daß Sie sich
sorgen in den Scheinen vergiffen haben. Der,
den Sie hier als Muster vorkommen, trägt
— überzeugen Sie sich — die Nummer D 0579
00104 K. Es ist der falsche!“

„Hier schaute der Exprete zögernd nach und
wurde blutrot.
„Nun, tatsächlich...“, sagte er. „Aber Sie
können mir als Fachmann glauben — die
Ecke rechts oben, das ist der schwarze Punkt...
Bitte, nehmen Sie hier als Ersatz den echten
Fünzig-Dollarschein. Den falschen behalten
wir; er ist uns mehr als fünfzig Dollar wert.
Und schließlich ist die Post ja eine Staats-
institution. Es hat mich sehr gefreut, Mr.
Emith. Sie haben der U.C.A. einen Dienst
geteilt!“

So floh man mein Washington, zufrieden
pfeifend, die Matratze hinaunter. Denn
schließlich kann nicht jeder Banknotenfälscher
wen sich sagen, daß er sein Ehrendiplom von
der Staatsbank habe. Er sah eine rosigge Zu-
kunft vor sich. Er fühlte sich jetzt wirklich als
wenn anders. Nun konnte seine Anti-Dollars-
kampagne beginnen. —

George F. Emith hingegen blieb in der
düstersten Seelenstimmung zurück. Dieser Blumen-
bändler hatte ja tausendmal recht: da war
nicht der geringste Unterschied, und die Fäls-
chung bloß an der Gleichheit der Nummern zu
erkennen! Er, der Exprete, war einer Auto-
signifanten zum Opfer gefallen — denn einer
mußte so falsch sein! $A = A$, was kom-
man dagegen machen? Wre konnte den unbe-
kannten Hersteller „Mr. X.“ daran hindern,
ganze Wagenladungen aus den Markt zu
werfen? Die Kriminalpolizei gewiß nicht,
denn eine Intelligenz wie Mr. X. hatte selbst-
verständlich seine Druckpressen längst ver-
nichtet... George F. Emith sah bereits den
stolzen Turm der Federal Reserve Bank stürzen
wie einen angeschossenen Hahnenfußstängel. Er
sah den Wirtschaftskörper der Nation durch
eine furchtbare Infektion von Geldbakterien
gefährdet. Und er beschloß, auf eigenes Risiko
zu handeln. Der einzige Anhaltspunkt war
dieser bedenklichste Blumenfabrikant — ein
Führer, die wohl kaum zu dem Mr. X. führen
konnte. Und hatte man Mr. X., wie wollte
man ihm beweisen, daß seine Banknoten falsch
seien? Der konnte ja ebenjagst irgendeiner
Federal Reserve Bank wegen Ausgabe falscher

Banknoten anklagen! Innerhalb
beschloß der Exprete, Mr. Wa-
shington Emith „zufällig“ näher
kennenzulernen. Denn hier konnte
man sich nicht an Scheine, sondern
nur an Menschen halten.

Diese Nacht aber hatte er einen
schrecklichen Traum: daß die
beiden Fünzig-Dollarscheine
falsch waren. Daß alle falsch
waren. Daß kein Mensch mehr
zwischen echt und falsch Unterscheid
konnte, nicht einmal der Prä-
sident der Vereinigten Staaten.
Und daß ganze Gruppen wegen
ausbrachten und schnell nachre-
chneten, ob noch $2 \times 2 = 4$ war...

Mein Washington Emith aber
spazierte dertwischen in der Stadt
herum wie ein Napoleon im Im-
pognito. In der Brust sprach eine
Stimme: „Ich bin der berühmte
Washington Emith, der die Mo-
notie dieses Landes zur Kafferei
steigert. Jetzt wollen wir mal
sehen, wie bunt das Leben ist!“
Und er brachte in Bars, auf Zuck-
plätzen, auf der Höhe gewisser-
maßen Geld in Zirkulation, bis er
endlich einer Jhrst Hopkins von
Gaiety-Theater begegnete.

Der andere Emith jedoch, der
Exprete, spionierte dem Napoleon
ganz unauffällig nach. Im „Ante-
corner“ war laut zweipoligem
Inferat zur Zeit das a Noablenen
Networks. Wer einem Partiere
von Blindenbüchern vollführte ein



Die Leserin

H. Mayrhofer-Passau



Der Nachtwächter

Karl Spitzweg †

Miere Turnübungen mit einem Aluminiumgefäß. Zwei Hände geiffen nach einem Cocktail, stiefen mit den Ellbogen an und erkannten sich.

„Hallo, Smith“, rief der eine, „auf Ihr Wohl! Das heißt auf meine: gratulieren Sie mir, ich bin verliebt!“

„Ich gratuliere nederrfüll“, erwiderte George F. Smith. Verliebt sein, heißt blind sein wie Homer: vor lauter Sehnen! Leider hindert

mich mein Beruf als Banknoten-Experte daran. Mir laufen so viel Falschstücke durch die Finger, daß ich auch den edelsten blauen Augen mißtraue...“

„Nicht ich, Sie sind blind“, unterbrach Washington strahlend, „und zwar vor lauter Vorfaßt. Wie, um Himmels willen, wollen Sie die Lüge erkennen, wenn nicht an der Wahrheit? Und, sehen Sie, Smith, ich liebe die Wahrheit! — besonders, wenn sie mir als Schönheit entgegentritt — ah, da kommt sie

ja!... Darf ich Sie mit Miß Hopkins be-
kannntmachen?“

Eine Göttin mit elektrischen Eisaugen wandelte durch die diversen Goldkammer des Lokals. Die beiden Gents sprangen von den Hockern und süßeten Miß Jennie Hopkins an einem Tisch. Sie war ein edelmütig realisierter Traum und sprach von einem Perlenkoller, das sie in der 5. Avenue gesehen hatte. Sie hatte einen Mund, um den man jeden Bissen beneidete. O, sie war unbeschreiblich anmutig.

Sie liebt ihn nicht, dachte der Experte, denn er hatte festgestellt, daß Miß Hopkins sechsen heimlich durch die Nase gähnte. Und hier durchblühte ihn, George F. Smith, der vielleicht erste originale Gedanke seines Lebens: Möglicherweise wußte er, wie er feststellen konnte, ob Washington Smith lediglich blühen, oder auch noch etwas anderes fabrikiert hatte.

„Num?...“, fragte Washington Smith, als Miß Hopkins wieder gegangen war.

„Sie ist traumhaft schön, nur...“

„Aha, das beruhigte Nuu! Smith, ich bin ein Mann der Wahrheit — sagen Sie mir die Ihre!“

„Außerst ungern. Ich bin Banknoten-Experte. Eine Banknote erhält sich durch den Glauben, daß sie Wert hat. Schönheit erhält sich durch den Glauben, daß sie in Güte oder Wahrheit, oder nennen Sie es, wie Sie wollen, einvernehmlich ist. Beides sind Scheine — Wert scheint! Solange ich Miß Hopkins nicht unter die Lupe nehmen kann, bin ich von Beruf wegen zum Zweifel verpflichtet.“

„D, aber das läßt sich ganz leicht machen“, rief Washington Smith mit entschlossenen Ausdruck. „Ein Glaube, der für seine Wahrheit Angst hat, ist keiner. Ich behaupte, daß Sie sich wieder mal irren, und daß diese Frau bis ins Innerste echt ist, denn ein Engelsantlitz kann nicht mit jeder Faser lügen! Prüfen Sie Jennie Hopkins als Experte!“

„Das kann ich nur, insofern ich wirklich Experte bin, das heißt als Banknotenjahrmann.“

„Nun also: erklären Sie eine Summe Geldes, die Miß Hopkins erhält, mit Ihrer ganzen Autocritik für falsch — und nehmen Sie ihre seltsame Reaktion unter die Lupe.“

„Ja, aber... große Geldsummen, die hier allein in Betracht kämen, schwören nicht so ohne weiteres in der Luft herum...“

„Ein Kinderspiel. Ich händigte Miß Hopkins den Betrag für das Perlenkoller aus der 5. Avenue ein — und Sie weisen ihre als Experte nach, daß die Scheine sämtlich gefälscht sind.“

„Und nachher“, meinte der Experte, „erklären wir dann das Ganze für einen Scherz, haba!“

„Haha, ansgezeichnet!“

Und Washington Smith schob dem Miere genüsslich einen Fünfzig-Dollarschein als Bezahlung zu.

Als die beiden Mr. Smith das nächstmal mit Miß Hopkins zusammenkamen, hatte über eine Überzahlung. Denn Miß Hopkins trug das Perlenkoller bereits um den schönsten

Hals und die Rechnung in der Bildertasche. Daher war sie so süß und amüßig wie noch nie, überall die beiden Herren in ihrer Beglaubigung das blasphemische Experiment eigentlich aufgeben wollten. Allein sie reichte Washington Smith mit einem entzückend ängstlichen Blick die Rechnung.

Dieser erwiderte sich auf der Höhe der Situation. „Hier ist das Geld, Mädchen“, sprach er mit hingetrenntem Blick und legte mehrere Bündel Banknoten auf den Tisch.

Eine leichte Röte zog über das Antlitz der Göttin. „Sehen Sie, wie gut er ist, Mr. Smith“, sagte sie mit glücklichen Lächeln. „Ich versteherenreiches Kind habe so etwas gar nicht verdient...“

„Wie sehr du es verdient hast, wird dir George S. Smith gleich auseinandersetzen. Bleibe, — denn ich muß für einen Moment fort, um meinen Brocker einen Tip durchzugeben. Auf Wiedersehen!“

Und Washington Smith ging, blieb aber hinter der Tür stehen.

Der Experte sagte wie aus automatisch-fachmännischem Interesse nach einem der Geldscheine, dann nach einem zweiten, dann, ganz schnell und hastig, nach vielen hintereinander.

„Was haben Sie, Mr. Smith?“ fragte Jüdel. „Ihre Beglieder nach dem Betrachten von Banknoten scheint unerfährlich.“

„Miß Hopkins, darf ich Ihnen einen Rat geben?... Zahlen Sie dieses Geld nicht Ihrem Juwelier!“

„Ja, warum denn nicht?... Er ist sowieso schon sehr ungesund.“

„Deshalb, weil Sie dadurch in die furchtbarste Gefahr geraten. Das Geld ist — — ist falsch, Miß Hopkins.“

„Wieso falsch? Was für hat es mir doch eben gegeben...“

„Weider.“

„Ja, halten Sie ihn denn für einen Fälscher?“

„Ich halte gar nichts. Ich konstatiere bloß als Fachmann, daß diese Banknoten sämtlich gefälscht sind, und daß es sehr selten einen Zufall gibt, der einem Menschen 30 000 falsche Dollar auf einmal in die Hände spielt.“

Hier wurde Miß Hopkins lebenslang und ihre zwei blauen Augen starrten schwarz vor Jern auf das Geld. Sie ging auf und ab. Jetzt blieb sie stehen. Sait sammelnd brachte sie herbei:

„Dieser... dieser... gemeine Schuft. Und mich noch zur Verbreitung zu benutzen! Ja, glaubt er denn wirklich, ich hätte jemals für sein Gewinnsel was übrig geblieben?... Jetzt weiß ich, warum er mir von Anfang an so unheimlich war!... Mr. Smith, ich kann noch in Unannehmlichkeiten geraten, ich verlasse auf

der Stelle das Haus; ich will mit dem Verbreiter nichts zu tun haben... Sie sind mein Braut... Gott, wer zahlt mir jetzt mein Koller!...“

Und Miß Hopkins brach in absolut echte Tränen aus, Ein Anblick, der gewissermaßen grauig war.

„Verzeihen Sie, Miß Hopkins“, griff jetzt der Experte hastig ein, „Sie sehen mich verweint und schuldbewußt! Ich habe mir einen dummen, alten Berufsfehler erlaubt. Selbstverständlich sind die Scheine völlig echt! Ich sage das als Gentleman und als Experte. Ich mache diesen Scherz zuwüllen, um zu zeigen, wie wertvoll unsere Überwachungsarbeit im Grunde ist. Aber hätte ich geahnt... bitte, bitte, seien Sie nicht böse!“

Hier brach Miß Hopkins in ein künstliches kleines Lachen aus und ordnete sich das Haar.

„Schämen Sie sich! Eine Dame so zu erschrecken!... Also sind sie wirklich echt? Und Was für ist O.K.? Na, dann ist ja alles gut...“

Und sie öffnete ihre Bildertasche, um die Scheine hineinzu legen.

„Moment!“ sagte Washington Smith, der jetzt bleich ins Zimmer trat. Er sah wie ein Napoleon aus, der sein Inkognito abstreift. „Miß Hopkins, Sie sind zu leichtgläubig. Sie demaskieren sich dadurch. In der Alternative „Washy darling“ oder der „gemeine Schuft“

zu sein, entscheide ich mich unbedingt für das Letztere — für die Wahrheit! Ich habe das Vermögen, Ihnen, Miß Hopkins, zu eröffnen, daß Ihre brillante Wit von vornherein echtigt war — so sehr berechtigt, daß ich sie mir noch lange andauernd wünsche! Also hören Sie: ja, wohl, die Scheine sind falsch — genau so wie Sie, Miß Hopkins. Die Scheine sind ebenso täuschend auf echt gemacht, wie Ihre Gesicht, Ihre Worte, Ihre Küsse, Arme und sonstigen Körperteile. Sie haben sie sehr realisch verfertigt. Und mir liegt an den misertablen Papierstücken ebensowenig, wie an Ihnen, Miß Hopkins.“

Hier stürzte George S. Smith beschwörend auf den Rasenden zu:

„Aber nein doch! Die Scheine sind ja wirklich echt — Sie wissen ja nicht mehr, was Sie reden —“

„Ach was, Sie Trottel, Sie Experte — die Scheine sind ausgedruckt 136. Straße 97, in meinem Laboratorium! Dort finden Sie die Pressen...“

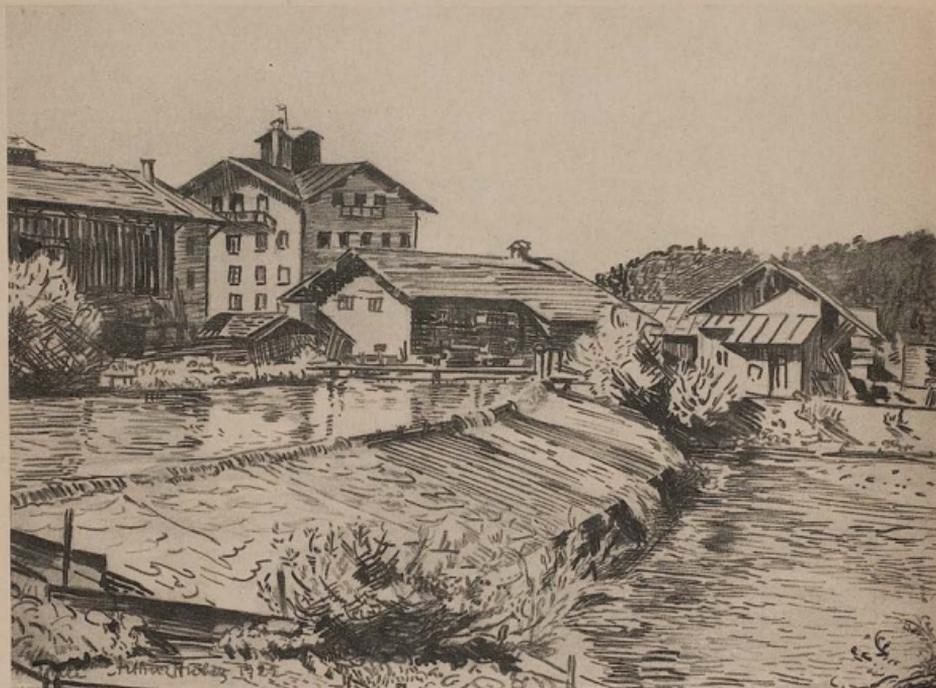
Hier entstand ein kleines Schweigen.

„Mr. Smith“, sagte der Experte steif, „in meiner Eigenschaft als Beamter der Federal Reserve Bank erkläre ich Sie für verhaftet wegen Banknotenfälschung. Nein... lassen Sie das... das Haus ist unmißlich. (Hier log er.) Und Sie, Miß Hopkins, bitte ich vielmals



Südliche Kleinbahn

Josef Hegenbarth



Das Wehr

A. Huber

um Entschuldigung! Sie haben jetzt die erd-
gültige Wahrheit gehört — über die Escheine."

Als der Erzähler geredet hatte, riß einer der
Burschen einen ausgeglühn Knüppel aus dem

Feuert, schwang ihn durch die Luft und tief
drohend: — Professor, die Geschichte hat ja
doch eine Moral!...

Ein anderer aber begann schlau zu grinßen
und sagte: — Professor — Du sagtest doch

wohin, daß du den Washington Emith kennen-
geleert hast an einem bestimmten Ort — also
den Ort möchte ich nicht kennenlernen, ich

nicht!...
Und dann gingen wir schlafen.

VERNICHTUNG DER STÄDTE

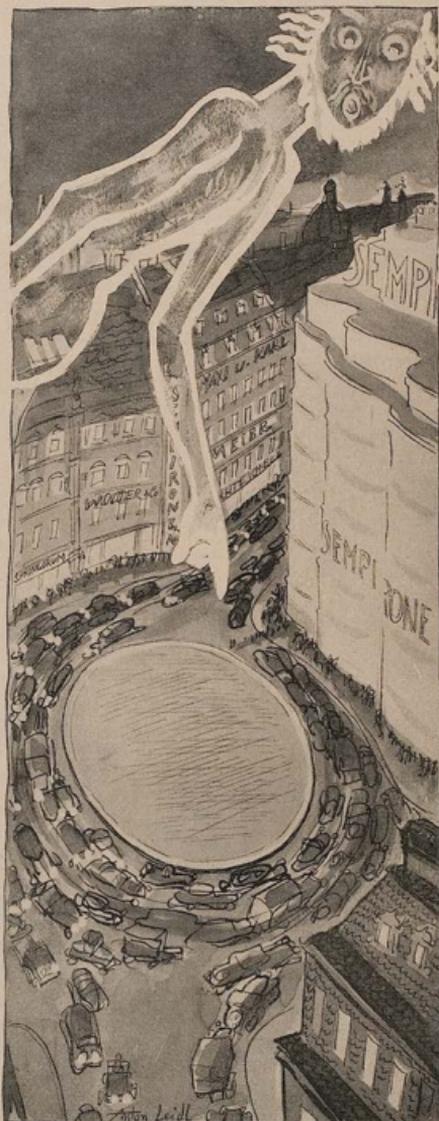
*Du Stadt bist ohne Heil, von Gott geschlagen.
Deine Tage sind stinkend, deine Nächte bitter und kalt.
Die sich durch deine steinernen Schluchten tragen,
geboren werden, verfaulen und sterben auf bösem Asphalt —
unselige Menschen, die in dir wohnen —
sind arm und alt.*

*Bald aber birst die Rinde deiner Straßen.
Schon bricht die Landschaft auf zu großem Sturm.
Berg rollt um Berg heran, uralte Winde rasen,
und Wasser zerren wild an deinen Mauern.
Dann bleibt kein Bau von dir, nicht Dach noch Turm.
Der Häuser dumpfe Sarkophage müssen fallen,
verstürzen deine Paläste, deine Kirchen, Fabriken und Hallen.
Erde, nur Erde wird sein wie vorzeiten,
über dir wuchern und wachsen, endlos sich breiten
und dauern.*

Wolfram Brockmeier

Dr. Ritters Geist

Anton Leidl



„Fort von dieser entsetzlichen Insel — und hinüber in das traute Idyll einer europäischen Verkehrsinsel.“

HEIMLICHE GRÜSSE

Illustriert von Rube,

Das Landstädtchen hatte seine Senation: ein Zirkus war angekommen. Einer von den wenigen ganz kleinen, wie sie zuweilen noch von Stadt zu Stadt ziehen.

Am Mittag hatten mehrere Pferdchen die Wagen über den Marktplatz gezogen, die breite Birkentallee hinaus zur großen Wiese, die von der Höhe den fahrenden Volk jeweils als Lagerplatz angewiesen wurde. Bald darauf ritten zwei als Herolde gekleidete Artisten durch die Straßen, schmetterten mit Fanfaren, und kündigten an, daß abends acht Uhr die „Eröffnungs-Gala-Vorstellung“ stattfinden werde.

Um sechs Uhr war auf der Wiese bereits das hohe Seil gespannt und eine kleine Manege errichtet.

Der Kangleitrat Pantraz Einfog, ein alternder Junggeselle, ging jeden Tag nach Dienstschluß den gleichen Weg: über den Marktplatz, die Birkentallee entlang, dann über die große Wiese, und ein Stückchen die Straße hinaus. So auch heute.

Bei den fahrenden Leuten blieb er stehen. Eine alte Erinnerung überkam ihn. Als kleiner Bub hatte er eine einzige Sehnsucht: in so einen Wagen durch das Land zu ziehen.

Langsam sah der Kangleitrat zu. Die Artisten bauten gerade die Sistruben auf. In der Manege stand eine junge, schlankte Frau mit einem ärmellosen, engen Kleid, und strahlte Sägmehl in den kleinen Kreis. Wenn das übermäßig wallende helle Haar immer wieder in die Ähren fiel, warf sie mit leichter Bewegung den Kopf in den Nacken. Als Einfog sich unwillkürlich durch die zahlreichen müßigen Zuschauer drängte, sah ihn die Frau mit



großen Augen an. Beinahe unwillig wandte er sich um und ging den allgewohnten Weg weiter. Sonderbare Gedanken waren in ihm.

Abends saß der Kangleitrat auf einem der besten Plätze im Zirkus. Ungeduldig wartete er, bis sich die üblichen Darbietungen abgespielt hatten. Als vorlehter Nummer — den Abschluß der Vorstellung sollte das Bestreben des hohen Seiles bilden — hieß es: „Frau Direktor erleiht die hohe Schule.“ Und dann kam die junge, schlankte Frau, im schwarzen Jacket und mit streifem Hut, und ritt, daß die zahlreichen Zuschauer sie gebührend bewunderten. Als die Frau vor den klaffenden Publikum lächelnd den Hut zog und ihre Haar in dem flimmernden Licht wie reifer Goldregen ansah, da klatschte sogar der Kangleitrat Einfog und schrie laut „Bravo!“

Nach kurzer Pause erschien die Frau noch einmal, geschmückt Kosmetikumform und ritt ein kleines, wildes Pferd. Mit angehaltenem Atem sah die Menge zu, wie die Reiterin sich in Galopp rücklings an der Seite des Pferdes herunterließ und, mit einem Fuß im Bügel hängend, ruid um die Manege geschleift wurde.

Als Einfog sah, daß die Frau bei den Künsten am hohen Seil unbeteiligt war, entfernte er sich noch vor Schluß der Vorstellung von dem erleuchteten Platz.

Es war eine warme, schöne Nacht. Der Flieder hing vollblühend in den Büschen.

Hinter der Wiese gieng bald hügelan. Von der Anhöhe aus hatte man am Tage einen schönen Blick über das Städtchen. Jetzt, in der Dunkelheit, wars recht einsam hier oben. Spärlich leuchteten die Lichter der Stadt herüber. Der Kangleitrat setzte sich auf eine Bank und sah lange in das Lager der Artisten hinaus. Die Vorstellung war mittlerweile zu Ende gegangen; die Zuschauer hatten sich zerstreut. Es wurde ganz still.

In zwei Wagen brannte noch Licht. In dem Wagen schlafen die Artisten, dachte Einfog, und dort wohnt wohl der Besizer mit seiner Frau. Jetzt werden sie ihre Einnahme zählen, noch ein wenig plaudern, dann werden sie sich schlafen legen...

Der gelbe Schein in der Artistenwohnung leuchtete plötzlich.

Einfog starrte immerzu in das einsame Licht des großen Wohnwagens. Er, der Kangleitrat Pantraz Einfog, der selbst in seiner Jugend nichts für Frauen übrig gehabt hatte, dachte an die junge Reiterin, er sah ihre federnden Bewegungen, ihre übermütigen Haar, ihre großen, dunklen Augen...

Ein warmer Wind strich über die Höhe hin und brachte einen Hauch Flieder mit. Langsam erhob sich der Alte und ging bergab. Als er in die Birkentallee einbog, blieb er nochmal stehen und sah sich um. Das Licht brannte und brannte. —

Auch am nächsten Abend war der Kangleitrat im Zirkus. Die blonde Frau ritt und wibbelte wieder durch die Manege und beantwortete den Beifall der Zuschauer mit Lächeln und girlichen Handbewegungen.

Nach der Vorstellung geht Einfog wieder auf die Anhöhe und sieht in das gelbe Licht. Diesmal verbleibt es bald. Müde macht sich der Kangleitrat auf den Heimweg. Als er an einem Fliederstrauch vorbeikommt, reißt er mit hoffigen Händen die blühende Pracht ab, geht in der Dunkelheit vor die Tür des großen Wohnwagens, und legt den Busch leis auf die Treppe. Dann sieht er sich um wie ein Dieb und läuft weg.

Tage darauf kündigen die Herolde an, daß abends die Abschiedsvorstellung stattfinden müsse, weil die Truppe Ende der Woche schon in der Nachbarstadt aufzubrechen werde.

Und wieder saß der Alte nach der Vorstellung auf der einsamen Höhe und sah zu dem Wagen hinaus, bis das letzte Licht erlosch. Dann stand er auf und gieng lange über die schwelgenden Felder. Drüben, jenseits der anderen Hügelkette, waren große Pachtgärten. Einfog wusste, daß in einem davon ein früheres Gebirgen aufschlüßt war. — Zwei Stunden später legt der Alte heimlich mit zitternden Händen einen tiefen Etrauf vor die Tür des Wagens. Ein unendlich schönes, niegetamtes Gefühl ist in ihm.

Am nächsten Morgen, stundenweit vor der gewohnten Zeit, verließ Einfog seine Wohnung und gieng langsam durch die noch schlafende Stadt hinaus zur Wiese. Dort war man



schon fleißig gewesen. Das hohe Seil, die Masten und Bankreihen waren verschwunden. An der Stelle der Manège lag noch eine dünne Schicht Sägmehl über dem grünen Rasen. Die Pferde standen gefesselt vor den fertig gepackten Wägen. Aus dem Kamin des großen Wohnwagens traußte dünner, blauer Rauch.

Die Frau kam frisch und jung über die Treppe, nahm eines der Tiere beim Hängel und liebte sie täuschend dem Hals.

Schon ging Einsporg vorbei und die Etage hinaus, auf der die Wagen nun fahren muß-

ten. Bald kam auch die kleine Karawane und überholte ihn. Weit trat er an den Straßenrand, als die Pferdchen munter vorbeistrabten. Die blinde Frau stand gerade an einem Fenster des Wagens und sah in den hellen Morgen hinein. Und vor ihr, in einer bauchigen Vase, blühte und leuchtete die verschwundene Pracht eines frühreifen Goldregens.

Ein glücklicher Schauer überkam den Alten. Das war sein Goldregen. Sie hatte ihn nicht verschmäht.

Als Einsporg grüßend den Hut zog, sah ihn die Frau erschaut an. Dann lachte sie und

winkte ihm mit ihrer zierlichen Hand lange nach.

Der Kanzleirat blieb unbeweglich stehen, bis die Wägen hinter einer Straßenbiegung verschwunden waren. Dann ging er langsam zur Stadt zurück.

Es ist etwas Sonderbares um die Menschen; um die fahrenden und um die sesshaften.

In diesen Morgen kam der Kanzleirat Pantraz Einsporg zum erstenmal in seinem langen Leben zu spät zum Dienst. Es fehlten ganze zehn Minuten.

PFLÜGE DURCH DIE STADT

Von Maximilian Quenel

O reitet, braune Knechte, sonder Eile die ackermüden Tiere durch die Stadt, damit der Blick auf euren blanken Eisen weile, das seine Furchenarbeit nun beendet hat.

Noch dampfen grau die Leiber eurer Pferde, die Pflugschar zittert, und es löst sich bald aus dem Gerät ein Krümlein Ackererde, das niederrieselt zum Asphalt.

Die Hufe klappern, träge schwingt die Leine, ihr aber zieht mit zügelloser Hand durch unser Labyrinth verstaubter Steine wie eine Karawane aus gelobtem Land.

Nun hat der Horizont euch aufgenommen. Wir stehn im Lärm versunken still; da ist statt Not ein gelbes Weizenfeld uns in den Sinn gekommen, gleichwie von ungefähr, und Duft von frischem Brot.

Vorsicht

Dieser Tage fuhr ich von einem kleinen mährischen Grenzort nach Wien zurück.

Mir gegenüber sitzt zwischen Handgepäck jenseitiger Art, eine lächelnde Jungfrau.

An der Grenze erscheint der Zollner, untersucht flüchtig das Gepäck und will schon gehen, als er eine unter der Bank stehende Pappschachtel erblickt. „Wem gehört de Schachtel?“ erkundigt er sich.

„Profum, sie den meinigel“ sagt die Jungfrau.

„Was is drinn?“

„Sie nit drinn!“ haucht die Jungfrau, den vielfach vertauten Bindfaden aufknüpfend.

„Geb'n E' nur her!“ nimmt der Zollner die Schachtel, die bis obenhin angefüllt ist mit neuer Kinderwäsche.

„Madam“, stürzungeht er, „alsdann, des is bei Jhna nit... Möchten E' mir vielleicht wos singen, wos des is?“

„Kinderwäsch!“ flüstert die Jungfrau.

„Des siech i, daß kane Dazergeln net san... Aber de Wäsch is neu, de miass'n E' ver-zollen!“

„Profum“, versetzt die Jungfrau, „g'hörte Wäsch für Kinde!“

„Und wo ist das Kind? I siech tan'!“

„Ich bitt ich schenstns, ich fahr ich nach Wien in Dienst!“



Der Eremit

H. v. Gumpenberg

„Was hat des mit der Kinderwäsch z' tun?“ funktelt der Zollner die Jungfrau streng an.

„Ich bitt ich schon“, erwidert die Holde, „hab ich mir halt mit-g'nummen... Aus unsere Ort sind schon so viel Madl g'wezt ins Stadt in Dienst — und — ich bitt ich schenstns — sie noch jede mit klane Kind z'ruk-kommen!“

H. K. B.

Verehrung

Als Peter der Große in Paris die Kirche der Sorbonne besuchte, umarmte er die Statue des Cardinals Richelieu und rief:

„Großer Mann! Wenn du zu meiner Zeit gelebt hättest, so hätte ich dir die eine Hälfte meines Reiches gegeben, um von dir zu lernen, wie ich die andere Hälfte zu regieren hätte!“

Zweierlei Wirkungen

Das Hofordesher Ludwigs XIV. spielte eines Abends das „Miserere“ von Lully. Der König kniete nieder und zwang auf diese Weise die ganze Hofgesellschaft, sich gleichfalls niederzulassen. Nach beendeter Musik fragte der König den Herzog von Grammont:

„Wie finden Sie das Miserere?“

„Wunderbar weich für die Ehren, Majestät“, erwiderte der Herzog, „aber entsetzlich hart für die Knie!“

Sehenswürdigkeiten starren dich an:

Von John K. Newnham

Als ich unlängst auf dem Bahnhof Tante Agnes, die für acht Tage aus der Provinz zu uns nach London gekommen war, Abschiedsgüsse zwinkte, war ich von ihrem Ansehenbalt allzu erschöpft, um auch nur einen Satz der Erleichterung auszusprechen. Denn Tante Agnes gehörte zu jener Art von Besuchern, die fest entschlossen sind, in der Großstadt etwas für ihre Bildung zu tun, und zu diesem Zwecke mit einem festgelegten Programm ankommen. „Wir können nur so-and-so lange in London bleiben“, erklären sie förmlich, „und wir haben uns eine Liste der Sehenswürdigkeiten aufgesetzt, die wir unbedingt erleben wollen.“

Der durchschnittliche Großstädter empfindet zunächst ein Gefühl des Erizes, die Wunder der Großstadt jemandem vorzuführen zu dürfen, der sie nie gesehen hat, und während der ersten zwei Stunden oder vielleicht auch ein wenig länger kann er sie mit Unschuldigen betrachten und das Entzücken seines Gastes bei jeder neuen Sensation teilen. Aber dann beginnen ihm die Füße weh zu tun und er wird sich eines dumpfen Schmerzes zwischen den Schulterblättern bewußt. Und schließlich schlägt er „ein ruhiges, kleines Hotel, wo man ungestört sitzen und gemütlich plaudern kann“, vor.

Doch dieser Vorschlag wird kaum je mit Begeisterung aufgenommen, da die Leute nicht aus der Provinz nach London kommen, um sich ein ruhiges, kleines Hotel, wo man ungestört sitzen und gemütlich plaudern kann, anzusehen. Die Provinz hat keinen Mangel an ruhigen, kleinen Lokalen und auch nicht an gemütlichen Plaudereien.

Als Tante Agnes aus vergangener Woche besuchte, zeigten wir ihr dabei die Bank von England, den Zoo, das Parlament, die Schrekenkammer, das neue Gebäude von Scotland Yard und das Hundehotel in Battersea. Aber nichts davon machte auf Tante Agnes Eindruck. Sie wollte etwas für ihre Bildung tun. So verbrachten wir einen halben Tag im British Museum und einen halben Tag im Naturhistorischen Museum in South Kensington.

Das, so dachte ich, während ich am Abend meine Füße in Ecodawasser badete, sollte ihr genügen. Aber es genügt durchaus nicht. Ihr Museumsappetit war erst erwascht. So ging ich am nächsten Tag mit ihr ins Weltkriemuseum und in die Victoria- und Albert-Ausstellung. Ich hatte keine Ahnung gehabt, daß es in London so viele Museen gebe — und

Tante Agnes entdeckte fortwährend neue und solche ganz spezieller Art. Es hätte mich nicht überbracht, plötzlich von einem Museum zu erfahren, das ausschließlich der Schaustellung britischer Eisenbahnfahrkarten oder von Kasperpfeifen berühmter Männer gewidmet gewesen wäre.

Das ideale Museum müßte ein großes, gut gelüftetes Gebäude mit teppichbezogenen Fußböden, zahlreichen bequemen Stühlen, nur wenigen Schaufläcken und überhaupt keinen Aufsehern sein. Denn diese haben es mir besonders angetan. Welcher Art das Museum auch immer sein mag, stets bin ich mir ihrer dauernden Gegenwart bewußt und stets sinne ich darüber nach, woran diese erst dreinblickenden

hält. Man wähle sich ein Gemälde, vorzugsweise ein solches gegenüber einer Bank in der Mitte des Saales, und gehe an ihm einige Minuten hin und her. Dann ziehe man sich von ihm zurück, setze sich und betrachte das Bild lange mit einem geschlossenen Auge. Dies wird die Aufseher davon überzeugen, daß Sie wissen, worauf es ankommt, und Sie werden weiterwandern, um jemand anderen anzulinsen. Dann schleife man das andere Auge und betrachte so das Bild. Schließlich wird man hierbei beide Augen geschlossen halten und erst durch die Mitteilung des Aufsehers, daß es fünf Uhr nachmittags und Zeit, nach Hause zu gehen, gezwungen ist, in die raube Wirklichkeit zurückversetzt werden.

Eine solche Taktik geht freilich in einem historischen Museum nicht an. Fürs erste gibt es dort nur sehr wenige Bänke und die Stühle sind gewöhnlich Eichenwürdigkeiten und demnach durch Erzieher von Publikum abgeseperet. Auch enthält ein historisches Museum eine gewaltige Zahl kleiner Objekte in Glas Kästen und, um sie alle zu sehen, muß man von Coal zu Coal flüchten. Die interessantesten Schaufläcke befinden sich gewöhnlich im untersten Saal.

Auf allen Bieren und den Kopf zur Erde biegend, kann man dann vielleicht aus einer in wünschiger Letzten gedruckten Aufseherliste erfahren, daß man einen „Zwanzigjährigen Kochlöcher aus dem fünfzehnten Jahrhundert — Ehenkung Frau-lein Klementine Unlands“ — in Augenschein nimmt. Und während man so kauer und darüber nachdenkt, wie Frau-lein Unland zu einem thüringischen Kochlöcher kam, ist es nicht unvorstellbar, daß jemand, sich von dem Gobelin an der gegenüberliegenden Wand wendend, über die Füße des andächtigsten Beschauers straubelt und den verblüfften Aufseher den Eindruck vermittelt, man wolle im Museum allerlei unziemliche Epöphen treiben.

Zu solchen Erkenntnissen gelangte ich, als ich mit Tante Agnes Londons Museen durchstreifte. Nachdem sie sie ebenso wie mich erschöpft hatte, war ich überzeugt, daß ihre Museumsbegeisterung einfach auf die natürliche Jüngung von Altertümern zu Altertümern zurückzuführen sei.

Dann sagt man mir, daß die jüngere Generation der Vergangenheit weit weniger Verehrung entgegenbringt, und ich blide daher zuversichtlich dem Besuche der achtzehnjährigen Nichte meiner Frau, Kitty, entgegen, die nächsten Monat nach London kommt. Unter einer Antiquität stellt sich Kitty einen Hut vor, der älter als sechs Wochen ist, und unter einem Kupferfläch versteht sie irgendeine ihr unbekannte Art von weiblicher Handarbeit.



Porträtstudie

Adolf Jutz

Männer wohl denken mögen — und insbesondere, was sie über mich denken. Außerhalb des Museums mag ich noch so unbesorgten und heiter sein, aber sobald ich eingetreten bin, geht mit mir angeht die Aufseher sofort eine Veränderung vor.

Mein ehrlicher, kurzfristiger Blick wird schon und unster und meine zielbewußten Schritte werden zu einem furchtsamen Schleichern. Ich lasse meinen streifen Hut fallen und er springt über den parkettierten Fußboden mit einer Reihe von Plumpsen dahin, die wie ein Salat von einundzwanzig Kanonen klingen. Meine Schritte, die bis dahin schwingende Dinger gewesen sind, entwickeln ein aufsteigendes Aussehen.

In einigen der größeren Kunstgalerien ist es möglich, der Aufmerksamkeit der Aufseher zu entgehen, indem man sich wie ein Kenner ver-

Aus der Schule

„Genüß, was ist Alabaster?“
 „Das ist der Mann mit den vierzig Nüssen!“

Das Auskommen

„Es ist heute wirklich schwer, mit seinem Einkommen auszukommen.“

„Ohne sein Einkommen auszukommen, ist noch schwerer.“ j. h. r.

Gesetze

Blug ist vollstrenten.
 Der Bachmann schläft zu zur Wade.

„Wissen Sie nicht, daß es ein Gesetz gegen Leuntreue gibt?“

Erwidert Blug:
 „Man sollte lieber ein Gesetz gegen den Durst schaffen!“ j. h. r.

Berechtigter Einwand

Mutter zu Tochter: „Was hast du denn gegen den Affessor Müller? Über seine Betragungen ist nichts zu sagen und Zukunft hat er doch auch!“

Tochter: „Aber seine Gegenwart behagt mir nicht!“

Zahnschmerz

Der Steuerbeamte lobt den braven Steuerzahler.

„Erzählen er gräßliche Zahnschmerzen hatte, ist er doch gekommen, seine Steuern zu bezahlen.“

Meint Munkel:
 „Mein Gott, was tut man nicht alles gegen Zahnschmerzen!“ j. h. r.



Der Grund

„Also Frieda, Sie müssen sich in bezug auf Keimlichkeit die Lina von nebenan zum Beispiel nehmen! Die badet noch jeden Abend, bevor sie zu Bett geht!“

„Madam, das ist kei Wimmer! Der ihre Liebhaber ist och Kaminsfeger!“

Schade

„Weiß kommt grün und blau geflogen.“
 „Wie fischst du aus, Weiß?“
 „Ich habe mich mit einem gefritten.“
 „Wo?“
 „Auf dem Opernplatz.“
 „Kommt er euch nicht einigen?“
 „Er wollte nicht. Ich wollte auch nicht nachgeben.“
 „Und da?“
 „Da haben wir uns geprügelt.“
 „War kein Schwamm in der Nase?“
 „Doch.“
 „Warum hast du ihn nicht gefusen?“
 „Meint Weiß:
 „Das ging nicht. Das war doch der Schwamm, mit dem ich mich fricit.“ j. h. r.

Kritik

Kitty geht ins Konzert.
 Kitty ist begeistert.
 „Der Forttrott ist fabelhaft!“
 „Das ist kein Forttrott. Das ist das Erbezeug von Beethovens seibster Sinfonie.“
 Meint Kitty:
 „Auch nicht schlecht.“ j. h. r.

Lebenslauf

Essen zwei zusammen,
 „Wie geht es Ihnen?“
 „Einmal ist man ganz oben, dann wieder gleich ganz unten.“
 „Was sind Sie?“
 „Hiftboy.“ j. h. r.

BRUNNEN Die Jugend ANZEIGE „Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN
 In vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bildersendergaben aus der „Jugend“ liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
 München 2 NO — Herrstraße 10

ZEITUNGS-AUSSCHNITT
 LISTE
A D R E S S E N
 Z E R T I F I Z I E R T
W U R F S E N D U N G E N
 e r l a u b t

FÜR SIE

ADOLF SCHUSTERMANN
 HERRSTR. 77, ZACHENHOF 214, 810 UND 811
 DRUCKSCHRIFTEN BITTEN WIE ANGEFORDERT

Ein ergänzliches Bilderbuch
 ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

LAFONTAINES
Ergötzliche Geschichten
 mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich ausgestalteten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 ersiehnen.
 Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
 MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern
 Inreht wichtige Publikation Nahrung und Koffein
 Spezialfabrik
 Buch Reichenhall 536

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50 000 Menschen gelesen.
Darum inseriere!

Zeitschriften lesen heißt Anteil nehmen am Aufbau u. Fortschritt. Drum lest Zeitschriften
LEST DIE „JUGEND“

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen
 empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
 München, Herrstr. 10

SCHÖNE BILDER
 an den Wänden machen die Wohnräume behaglich. Wo das Geld für Erwerbung von Originalen fehlt, hat der Bilderliebhaber Ersatz an den Vierfarb-Kunstblättern der „Jugend“, die zu den erstaunlich billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf., und 90 Pf. in nach Größe, zeitlich fortgesetzten durch den Kunsthandel und den unterzeichneten Verlag zu beziehen sind. Der reich bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70 zuzüglich Postspesen) ersiehrt über die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrstr. 10

Lesen den
Sportfischer
 die vorzüglich ausgestattete Fachzeitschrift.
 Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag
 Dr. Hanns Schneider
 München NW 2
 Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben
 ist: **KREMPELHUBER**
Für Stille Stunden
 Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach anerkannten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden nur RM. 2.85 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTRASSE 10

Eine Wette ohne Risiko

Ein Kutscher stieg vom Wagen herab und bat seinen Herrn, doch ein wenig die Zügel zu halten. Dann lief er zurück und suchte eine Strecke die Landstraße ab. Schließlich kam er wieder und stieg mit traurigen Gesichte auf seinen Beck. „Was hast du denn, Johann?“ fragte ihn sein Herr. Der Kutscher antwortete nicht. „Sicher hast du meinen Mantel verloren! Ich möchte jaft darauf wetten!“ „Um Euer Gnaden es rubia. Sie werden diese Wette ganz bestimmt gewinnen“, antwortete der Kutscher. W.

Eine vernichtende Antwort

Johann, Feind von Beck (gest. 1843) war Postillon gewesen und hatte es durch seine außergewöhnliche Tapferkeit zum königlich spanischen Feldmarschall und Gouverneur des Herzogtums Luxemburg gebracht. In einem Wortstreit erinnerte ihn einmal ein Mann von großer Herkunft, aber ohne Verdienste an seine einfache Abstammung. Er antwortete: „Sie haben recht, ich war Postillon. Der Unterschied

zwischen uns beiden ist nur, daß ich jetzt Feldmarschall bin, Sie aber bei gleicher Abstammung sicher noch Postillon wären.“ W.

Eine mißverständene Gemütsbewegung

Als der große dänische Dichter und Dramatiker Adam Gottlob Dehleschläger, ein Zeitgenosse Goethes, der ihn persönlich kannte, nach der Aufführung seines Dramas „Correggio“ in Kopenhagen zum erstmalig die Bühne betreten sollte, befand sich seine Familie in großer Erregung. Nur sein Vater war zu bewegen gewesen, an diesem Abend das Schauspielhaus zu besuchen, während seine Mutter und Schwester zu Hause blieben. Als das Stück welen begonnen haben mußte, rietung die Mutter des Dichters die Enge des Zimmers nicht mehr; sie ging hinaus und setzte sich in dem Bogengang, der das Haus umschloß, auf eine Bank und weinte und betete. So fand sie eine alte Dienstmagd, der ihre Gemütsbewegung sehr zu Herzen ging. Lebend sagte sie zu ihr: „Ach, Madame, weinen Sie doch nicht! Unser guter Herrgott wird gewiß dafür sorgen, daß der junge Herr den richtigen Weg wiederfindet.“ W.

Rübe

Rübe muß eine Reise reisen. Von Riesa nach Wga.

Freida, sein ehelich Weib, packte ihm den Reiseproviant.

„Ich habe dir auch eine Flasche Cognak eingepackt“, verrät sie beim Abschied. „Aber du mußt mir versprechen, ihn nicht vor Breslau zu trinken.“

Rübe verspricht es.

Rübe fähst ab.

Winkt ein wenig dem Weibe und greift hundert Meter vom Bahnhof nach der Flasche.

„Breslau ist weit“, denkt er, „mein Weib ist weit — warum nicht?“

Und er gräbt und gräbt im Koffer.

Da ist auch schon die Flasche.

Rübe weßt den Hockenzieher.

Da aber entdeckt er auf dem Hocken eine Zettel. Und liest:

„Rübe, Rübe, was hast du mir vor fünf Minuten versprochen? Wo bist du und wo ist Breslau?“

Das Hochzeitsgeschenk

Otto hat ein Hochzeitsgeschenk gemacht. Acht Tage später geht er zu dem jungen Paar.

„Wir sprachen gerade von Ihrem Geschenk“, begrüßt ihn der Mann.

„Aber das war doch nicht der Rede wert.“

Meint der Andere:

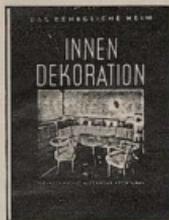
„Das haben wir eben auch gerade gesagt.“

Esper Müller



„Mir bal oana sagat, i wär a Jud...“

Das behagliche Heim



Dr. Alexander Koch's

INNEN-DEKORATION

nach wie vor anerkannt beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Stuttgart O 42

Busse

Busse aus Berlin kommt nach Leipzig. Busse stellt sich eine Leipziger Gose. In der Gose schwimmt eine Biene.

„Was macht denn die Biene im Bier?“ brüllt Busse.

„Das ist Eie keine Mücke, das ist Eie eine Biene“, meint der Leipziger.

„Nu allemal — das ist Eie eine brave Biene.“

„So? Na bei uns in Berlin sind die Bienen ic groß wie hier die Spatzen.“

Der Gastheer staunte erschrocken.

„Da sind dann wohl awer auch die Bienen-gästen größer und die Flachlöcher?“

„Keine Nohne! Die Löcher sind genau so groß wie hier.“

„Wie kommen die denn da awer rein, die Bienen?“

Drummt Busse, der Berliner:

„Danach wird bei uns nicht gefragt. Die müssen eben.“

Au!

„Wobin gehst du denn?“

„Ein Barometer kaufen!“

„Da warst doch, bis wieder schlechtes Wetter ist, dann stehen sie niedriger!“

Bafengesang

Von Herbert Lestiboudois

Klapp, klapp! Bing, bang!
Des Wachmanns Schritt stapft über Deck.
Die Nacht ist lang...

Klapp, klapp! Bing, bang!
Und kurz der Weg von Bug bis Heck.

Bullaugenlicht
im Hafenswasser tänzelnd schwimmt.
Der Mondmann spricht
ein Spottgedicht
zur Welt, die sich so wichtig nimmt.

Klapp, klapp! Bing, bang!
Des Wachmanns Schritt trampft dumpf und schwer.
Matrosengang.
Matrosengang
sind rauh und hart wie Wind und Meer.

Die Hafenstadt,
die träumt sich was von Geld und Macht.
Ein Jantje hat
sein Mädchen satt
und flucht erbärmlich in die Nacht.

Hegenbahr



„Findest du, daß die Zwillinge unserer Kollegin Marina sich ähnlich sehen?“
„Ja — wie ein Kuckucksei dem anderen.“

148 Seiten Großkztv in Leinen gebunden RM. 4.—.
In unserem Verlag erschienen soeben:

KARL FRHR. VON FREYBERG

SIGNY

DIE ASENBRAUT

ABENTEUER ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

Das Werk schildert das Glorienleben Signy's auf Asgard, die aus der deutschen Mythologie bekannte Frau des Asenrottes Loki. Als die Katastrophe für den Asenheiligtum steigt der Dichter dann die große Himmelsnacht auf den katastrophalen Feldern dar, die als die „Götterdämmerung“ Signy in die Welt zurückkehren läßt.

Nach mancherlei Abenteuern mit Parsival, Roland und dem Zwergenkönig Lauris kommt sie, schon durch Poland zum Christentum bekehrt, in den karolingischen Fürstentum hinein, findet aber in den zwischen dem absterbenden Heidentum und der auflühenden Christenlehre unversöhnlichen Krisen ihren Untergang.

Der Verfasser hat die für das weitausgehende Thema fast unvermeidliche Form epischer Darstellung in Versen nach dem Muster der vielgelesenen Dichtung Fr. Webers über Dreizehnhundert gewählt und die Flüssigkeit der Verse läßt den Leser darüber vergessen, daß Verse heutzutage in weiten Kreisen als antiquiert gelten. Im Gegenteil wird sein Lesersinn durch die spannenden Schilderungen des ganzen Daches angenehm und rege erhalten.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag

G. Hirth Verlag AG. München, Herrstr. 10

Die Bekannte

Der Millionär Vanderbilt, der im Jahre 1863 verstorbene Begründer des Welthauses Vanderbilt, ist eines Tages in Caratoga, einem amerikanischen Badeorte, auf der Veranda des von ihm betriebenen Hotels, als sich eine etwas auffallend gefleierte ältere Dame ihm näherte und ihn als alten Bekannten begrüßte.

„Aber Vater“, sagte die älteste seiner Töchter, „wie kannst du nur mit dieser gewöhnlichen Person sprechen? Bistst du denn nicht, daß sie uns früher immer Geflügel verkauft hat?“

„Gewiß!“ erwiderte der alte Herr, „gewiß weiß ich das; das war zu derselben Zeit, als deine Mutter in einer kleinen Kneipe Bier ausshänkte und ich mit Austern hauffieren ging.“

Miß Vanderbilt schweig beifällig, während ihr Vater behaglich schmunzelnd eine Zigarre anstekte, wie er sie als Kneipenwärt kann getraut haben mochte.

Eindeutige Situation

Freudlich der Gose spielte eines Tages Dame, einige Kameraderen saßen zu. Der König verlor und behauptete, sein Partner habe einen falschen Zug getan. Er disputierte mit diesem, die Höslinge verharteten in eigenem Schwelgen.

Da trat der General von Winterfeldt ein.

„Winterfeldt“, sagte der König, „entschieden Sie, wer verloren hat!“

„Eure Majestät haben verloren“, entgegnete der General, ohne sich zu befinden.

„Wie können Sie das sagen“, versetzte der König, „ohne überhaupt zu wissen, worum es sich handelt?“

„Majestät“, antwortete Winterfeldt lächelnd, „wissen Sie nicht, daß diese Herren Ihnen längst recht gegeben hätten, wenn auch nur ein Schein des Rechts auf Ihrer Seite wäre?“

AFRIKANISCHE MINIATUREN

VON HADIC OLEN

Mein Freund, der Afrikaner, hatte mich zur Entenjung auf seine Farm eingeladen. Stundenlang waren wir schon am Fluß herumgestiegen — von Enten keine Spur. Das einzige, was wir schließlich zu Gesicht bekamen, war ein Kaffee, nach der letzten afrikanischen Mode nur mit einem Länderschurz bekleidet. Jonny, mein Freund, begrüßte die Gelegenheitsbit, mit seinen kaffeeischen Sprachkenntnissen imponieren zu können, nur hatte er die Vokabel, auf die es ankam — Enten — im Augenblick vergessen. Es entspann sich nun etwa folgendes kaffeeisches Gespräch:

„Wo gibt es Quak-Quak?“

Der Kaffee orient vergnügt, schwelgt aber. „Quak-Quak, wo?“ Wieder keine Antwort.

Jonny ist ein leicht erregbarer Mensch, und so war es nicht verwunderlich, wenn er nach einer Reihe Amerikanisierungen in entsehlische Flüche ausbrach, deren hartnäckigster „damned nigger“ gewesen sein dürfte.

Der Kaffee hört interessiert und höflich zu, aber nachdem sich mein Freund einigermaßen erschöpft hatte, verbeugt er sich leicht und spricht in flüsterndem Englisch (unverkennbar Esford):

„That is hardly the language of a gentleman, Sir!“ (Das ist kaum die Sprache eines Gentleman, mein Herr!“)

Die Frau meines Freundes ist fraglos eine sehr liebenswürdige Person — aber sie hat das Pech, daß ihre schwarzen Dienstmoten

diese Ansicht selten teilen. So kam es eines Tages, daß wieder einmal alle die zahlreichen dienstbaren Geister samt und sonders spurlos verschwunden waren. Jonnys Frau gest also kurzentschlossen zwecks Neuenzangarn in die Kaffeeinnverdarlung, die an der Peripherie der Stadt liegt und klopft gleich an der ersten Hütte an.

Eine farbige Dame öffnet. Jonnys Frau sieht einen silbergedeckten Teetisch, um den eine Menge „dunkler“ Herrschaften herumjagt, die ihr merkwürdigerweise sehr bekannt vorkommt. Ein wenig verwirrt fragt sie höflich:

„Ach, entschuldigen Sie bitte, können Sie mir vielleicht sagen, wo ich ein Dienstmädchen finden kann?“ Wovon in sehr gutem Englisch die Antwort erfolgt:

„I am very sorry, madam, but I am in the same embarrassment.“ (Ich bedauere unendlich, gnädige Frau, aber ich bin in der gleichen Verlegenheit.)

Maçon



Ungerührt

„Wie trag' ich bloß den neuen Hut, damit er mir das Gesicht nicht verschandelt? „In der Hand.““

Diese Geschichte erzählte mir Jonnys Vater, und da er noch viel leichter erregbar ist als sein Sohn und noch viel schrecklicher fluchen kann, muß diese Geschichte unbedingt wahr sein.

Es geschah zu der Zeit, als in Südafrika Jagdzeuge noch zu den Karitäten gehörten wie heute Citereremäßigungen. Eines Tages vertrieb sich ein Pälzer zu Jonnys Vaters Farm und mußte vorlanden. Jan, ein großer Hottentotte, arbeitet auf dem Feld. Auch greife Hottentotten sind neugierig, und so läßt Jan den Spaten stehen und eilt auf den felsamen Vogel zu. Als er aber der Maschine ein lebendiges Wesen entzünden sieht, bleibt er betroffen stehen, reißt den Hut vom Kopf und verbeugt sich tief:

„Good morning, dear Jove, my name is Jan.“ (Guten Morgen, lieber Gott, mein Name ist Jan.)

Der Pälzer

Der Kutscher eines Weingutes der Rheinpfalz hat verschiedene Gegenstände in die Stadt fahren müssen. Zu Verwandten seines Herrn. Die Städter bewirteten ihn mit Speise und Trank. Sie wissen zwar, daß man in der Pfalz gern trinkt, haben aber keine rechte Vorstellung davon, wieviel Gläser man auf eine Person rechnet. Vorzüglich stellen sie deshalb dem Kutscher gleich die ganze Flasche Wein hin.

Zu ihrem Erstaunen ist nach einer Weile die Flasche restlos geleert. Als sich der Kutscher dann verabschiedet, fragt man, ob es ihm auch geschmeckt habe.

Daraufhin meint er treuherrlich: „Es war ja alles ganz schein und gut — nur rems wollt ich gern wisse: Frühstücken Ihre in der Stadt immer so treude?“ kakuwo.



Josef Maria Frank: Die letzten Vier von St. Paul. (Universitas-Verlag, Berlin.)

Ein abenteuerlicher Roman um einen groß angelegten Betrug. Die spekulative Gründung einer „St.-Paul-Langusten-Gesellschaft“ in Paris, die mehr auf dem Papier als in Wirklichkeit besteht. Lediglich ein altes Schiff wird mit einigen Leuten zum Langustenfang nach der fernen Polarnisele geschickt. Während hier die Männer ihre Arbeit beginnen, verkracht in Paris die Gesellschaft; man vergräbt die Inselbewohner abzuholen. Nur vier Überlebenden wird eine Heimkehr beschieden. — Frank versteht es, diesen ungewöhnlichen Stoff durchaus glaubwürdig und fesselnd — wenn auch etwas breit (382 Seiten) — darzustellen. Über alle Betrugsmanöver hinweg klingt das Hohelied der Kameradschaft dieser Menschen in einsamer Natur, zwischen Robben und Pinguinen. Ein gut durchdachter Unterhaltungsroman für breite Kreise.

Karl Kurt Wolter

Alfred E. Hoche: Jahresringe. (J. F. Lehmanns Verlag, München.) 298 Seiten. Preis: Geh. Mk. 4.50, Lwd. Mk. 6.—

Die Autobiographie eines weisen Gelehrten. „Jahresringe des inneren Lebens“: Jugendzeit, Studententum, Lehriahre und Tätigkeit als Dozent, Begegnungen mit gesunden und kranken Menschen. Aber das alles wird nicht trocken mit wissenschaftlicher Selbst-einschätzung aneinander gereiht, sondern lebendig und äußerst humorvoll erzählt. Hoche, weiland „Gastwirt und Direktor der psychiatrischen Klinik in Freiburg“ — wie einmal das Amtsgericht Charlottenburg an ihn schrieb (S. 263) — gibt mit diesem Buch eine philosophisch vertieft, menschlich offene und in ihren Gedankengängen außerwöhnlich originelle Daseinsbetrachtung. Immer spielt die Landschaft mit hinein in die einzelnen Lebensabschnitte, über die der geschulte Beobachter Hoche jetzt mit der verkärten Gelassenheit des Alters zu berichten weiß. Ein in gepflegtem Stil geschriebenes, in seiner Gedankentiefe bezauberndes Buch.

Karl Kurt Wolter

Fred Neumeier: Nouraine, der Geschichtenerzähler. (Im Sozialverlag, Frankfurt a. M.)

Nouraine, einsamer Balkanbauer, bärrig, rauhauchig, skurril und dem Träumen zugeneigt, erbt viel Geld. Er beschließt, in die Welt zu reisen. Unterwegs gabelt er seinen Neffen auf, den Zögling eines Lehrerseminars, lässlich sitzlig, braver Knabe, und nimmt ihn mit. Das bremsend erwartete, ehrsüchtig erwünschte Ziel heißt Berlin. Diese Welt! Die fremde Sprache! — Was alles nun Nouraine begegnet, die Menschen, das Mädchen Lisa mit den Geschwistern, Tod und Theater, Verse und Gesang, Gesellschaft und Gefängnis, das ist verzaubert gesehen, verzaubert mit den Augen des Riesen Nouraine im Theater: „Als unter dem prasselnden Klatschen der Zuschauer die beiden Toten vor dem sich teilenden Vorhang erschienen, schloß Nouraine die Augen. Er wollte das nicht sehen. Und er schuf Othello und Desdemona eine Gruft in seinem Herzen, wo sie in Ruhe schlafen konnten.“ — Nouraine erzählt Geschichten, man lauscht gebannt. Denn Nouraine hat die Kraft der Einfachheit, in Stille gewachsen, und die Menschen der Großstadt bezwingend. Schwierigkeiten lösen sich vor seiner herzgemäßen Schläue. Nouraine ist ein Geschöpf aus Dichterhand, herzbekühnend, und einfach dahingestellt, er und seine Welt haben den Anhauch des tausendfältigen Lebens. Spielerisch oft, doch nie verspielt, heil und temperamentvoll ist dies Buch geschrieben. Wir begrüßen diesen feinen Kerl Nouraine im Kreis unserer Freunde.

Hermann Stahl

KAUFT UND LEST

ALLE

1.20 FRED ENDRIKATS 1.20

„LUSTIGE ARCHE“

Soeben erschienen im G. Hirth Verlag A.G.
München, Herrnstraße 10

Redaktionelle Notiz:

Das Titelblatt dieser Nummer wurde reproduziert nach einem Original von Franz Defregger.

Berichtigung: In der Bildbeteiligung zu der Radierung von H. Mayerhofer-Passau in No. 1 der „Jugend“ muß es nicht heißen Peinting a. d. Donau sondern Pleinting a. d. Donau.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem un veröffentlichten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Illmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner feierzeit in persönlicher Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

**Albin Henke
Mc Leods Lebensweg**

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 5.—

Nicht was Haß und Mitleid des Feindes, sondern das zusammengetragene haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verurteilten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

**Seanz Seitz
Humor in Versen**

Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchselosen Reimerlein werden vor allem in Vereinstreffen besondere Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

**G. Hirth Verlag A.G. / München
Herrnstraße 10**

Deutsch allezeit!

Die Regierung von Litauen hat die sofortige Beseitigung deutscher Namen angeordnet

Erich Wilke



„Was eine deutsche Zunge sang
wird nie ein Usurpator erben –
Deutsch bleibt das Wort und deutsch der Klang
und ginge drob die Welt in Scherben.“

Weiß-Rüthck